

Man schlägt ein Buch auf, von dem man weiß, dass es der Ausbeutung, der Unterdrückung, dem Einsperren und Ausschließen den Prozess macht. Der Verfasser war ein Radikaler. Er hat die Kompromisslosigkeit über die Karriereverweigerung bis zur Isolation selbst im oppositionellen Milieu getrieben. Man mag sich also freuen auf einen Text aus Donner und Blitz, aber was passiert? Ein anspruchsvoller Gedanke springt aus dem Buch mitten ins lesende Gesicht: „Ohne die leider metaphysisch gewordene Kategorie des gewussten Zwecks ist es nicht einmal möglich, rein analytisch zu begreifen, wie irgendein ganz trivialer Gebrauchsgegenstand entsteht. Es mögen sich also hartgesottene Empiriker und kritische Rationalisten so lange auf die Hinterbeine stellen, um die Wissenschaft von Spekulation und Metaphysik zu reinigen, wie sie wollen – solange die Menschen sich noch von Ameisen unterscheiden, wird niemand verhindern können, dass die Freiheit vom Naturzwang – und nichts anderes ist hier mit Spekulation und Metaphysik gemeint – ein konstitutiver Bestandteil menschlicher Praxis im Denken wie in der Aktion ist.“

Der knifflige Abschnitt will ein Problem erklären, dem sich derzeit kaum ein linker Kopf im Westen stellt; man hat zu viel mit Antifaschismus zu tun, weiß Gott. Das Problem ist: Wer Gesellschaft begreifen will, muss erklären, wie sie sich selbst herstellt und in Gang hält und wieso sie das auch tut, wenn die Leute, die dafür zuständig sind, gar nicht wissen, was sie da warum veranstalten. In dem Gemeinwesen, das Wolfgang Pohrt in seiner 1976 publizierten „Theorie des Gebrauchswerts“ begreifen will, aus der die zitierte Stelle stammt, geschieht die Herstellung und Erhaltung des Sozialen immer noch weithin per Arbeit für Geld. Der jeweilige Zweck der Arbeit im Ganzen ist denen, die arbeiten, umso unbekannter, je arbeitsteiliger sie arbeiten. Raum und Zeit trennen sie, weitläufige Märkte vermitteln sie miteinander. Die Frau in der Riesenfabrik in China, die Spider-Man auf das T-Shirt gedruckt hat, das ich mir kaufe, weiß nicht, wer Spider-Man ist, wer ich bin und warum ich Spider-Man auf dem T-Shirt haben will. Schlimmer: Nicht nur der konkrete Zweck ihres Tuns ist ihr unbekannt, auch den abstrakten, nämlich dass sie halt irgendwas arbeiten muss, um Geld zu haben, könnte sie nicht leicht erklären – wieso erzeugt sie nicht stattdessen irgendwas für den Eigenbedarf oder den Tausch?

Die Stelle aus Pohrts Buch sagt also, was die Comic-Erzählung „The Bojefries Saga“ von Alan Moore illustriert, in der es eine Fabrik namens „Slesidge & Harbuck Ltd. Staunchion Grinding and Light Filling“ gibt, von der ein Texteschub mitteilt: „Du weißt nicht, was sie da drin machen, und du hast den Verdacht, die Leute, die da arbeiten, wissen es auch nicht.“ Bald geht der Laden pleite, denn „niemand konnte sich mehr daran erinnern“, was „Staunchion Grinding“ ist und wie das geht.

Was „Gesellschaftskritik“ ist und wie das geht, wusste Wolfgang Pohrt. Weit vor und intellektuell hoch über Jean LeFebvre, Michael Ende und sämtlichen Nachhaltigkeitssektoren der Gegenwart war er der kompromissloseste und konsequenteste Kritiker jeder kapitalistischen Verarmung dessen, was er mit Marx „Gebrauchswert“ nannte, und sein zitiertes Hauptwerk schrieb er, um einen seit spätestens dem Zweiten Weltkrieg im Westen weitverbreiteten Zivilisationspessimismus zu korrigieren, der den Schund, der uns erstickt, nur als Problem des Konsums sieht und nicht als Selbstverwundung der Produktion, die sie mit zunehmender Geschwindigkeit und Reichweite in pure Destruktion verwandelt.

Selbst die Produktion gesellschaftskritischer Texte ist im vorhandenen Gemeinwesen von diesem Fluch gezeichnet; man bespielt Formate, Belieblichkeit droht, die Überschrift „Was für eine furchtbare Welt“ wird zum leeren Markenzeichen, weswegen Pohrt persönlich immer mal wieder öffentlich über eine „Geschäftsaufgabe“ nachdachte, übers Bleibenlassen – etwa 1989, als die „Republikaner“ in Berlin ins Landesparlament einzogen und Pohrt, der zuvor vor allem der Friedens-, Öko- und Alternativbewegung Strafpre-

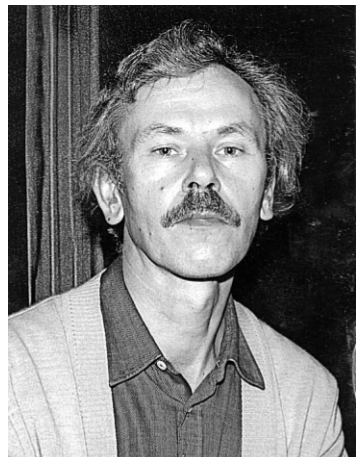


Für Pohrt besagte das Wort „Wegwerfgesellschaft“, dass die Menschen die Welt nicht mehr als „Domäne ihres Willens“ (Marx) begreifen. – Offenbach, 1968 Foto Barbara Klemm

# Wirkung? Im Gegenteil!

Wie denken und schreiben, wenn keiner mehr willens ist, im entscheidenden Augenblick etwas Richtiges zu tun? Das Nachleben des Sozialkritikers Wolfgang Pohrt.

digten wider ihre Geschichtsvergessenheit und ihren parareligiösen Mief gehalten hatte, schrieb, der Ideologiekritiker werde „arbeitslos, wenn das gesellschaftliche Bewusstsein sich nicht mehr in Widersprüche verwickelt. Vermeintliche Linke, die mit patriotischen Sprüchen und anderen Parolen aus dem Propagandaarsenal der Rechten den sozialen Fortschritt vortreiben und den Frieden festigen wollen, sind ein Gegenstand der Ideologiekritik. Kein Gegenstand subtiler Ideologie-



Wolfgang Pohrt Foto Edition Tiamat

kritik, sondern Zielscheibe härterer Attacken muss hingegen der Rassistenkügel sein, der ins Berliner Abgeordnetenhaus gewählt wurde.“ Pohrt schien keine Angst vor der Vergleichenheit zu kennen; er dachte sie in die Ausweglosigkeit weiter, wie vieles, was ihm begegnete.

Angst, sah er, hängt in der Natur an der Gefahr, in der Gesellschaft aber an der Drohung, die eine ganz besondere Sorte Gefahr ist. Das Ideal der linken Gesellschaftskritik, ob das nun vernünftig, naiv oder etwas ganz anderes ist, war immer: „ohne Angst leben“ (Adorno), das heißt: die Drohung so minimieren, wie etwa Wissenschaft und Technik helfen, Naturgefahren einzugrenzen. Kaum ein publizistisches Werk hat in der Bundesrepublik Deutschland nach dem Zerfall der Protestbewegung der Sechziger dieses Ideal rückblickslos gegen die Welt wie gegen sich selbst verfolgt als Pohrts Schaffen. Komplizierte theoretische Bücher, trocken sachhaltige Sozialuntersuchungen, ätzende kulturpolitische Glossen, eiskalte Vivisektionen linker Tagesgewissheiten setzte er auf wie Briefe an niemanden, an alle. Nach dem Rostocker Feueranschlag auf Asylsuchende vom 25. August 1992 schrieb er an Leute aus dem linken Milieu, ihm sei angeichts der nunmehr erwiesenen Ohnmacht dieses Milieus völlig unklar geworden, „was das ganze Gesellschaftstheori-

sieren eigentlich noch soll. Offensichtlich war keiner mehr willens oder fähig, im entscheidenden Augenblick etwas Richtiges zu tun. Als Einladung dazu, eben darüber zu diskutieren, wurde der folgende Text geschrieben und verschickt. Auf irgendwelche Resonanz stieß er nicht.“

Seine Wirkung musste Pohrt sich selbst bauen, was in gewisser Weise das Gegenteil von „Wirkung“ überhaupt darstellt. Eine Zeilang ließ er aus komplizierten Gründen, statt Artikel zu schreiben, in der Zeitschrift „Konkret“, zu deren Hausautoren er lange gehörte, Interviews mit sich drucken – damit die Interviewfragen auch scharf genug waren und auf Pohrt so wenig Rücksicht nahmen wie er auf alle andern, stellte er sich diese Fragen gleich selbst; es wurden daraus lehrreiche Zwiesprache eines hellen Kopfes mit seinen besten Einwänden gegen die solidesten eigenen Ansichten.

Der Hintergrund seines Tuns und Nichtwirkens ist verblasst: Linkes Denken durfte sich im Westen nach 1945 mit den Russen, den Deutschen der DDR oder den Chinesen bei Strafe großer Publikations-schwierigkeiten nicht allzu offen gemachen; nur „Achtundsechzig“ hielt sich ein paar Monate nicht dran. Die Trennung von dem, was man im Osten „Weltsozialismus“ nannte, brachte für die Westlinke einen seltsamen anaeroben Quietis-

mus in weltpolitischen Fragen ums Ganze (wie etwa den Atomtod) mit sich und schuf in ihrem Blick auf das Soziale eine Lücke, in welche die damals so getauften „Alternativen“ von etwa 1974 an stießen.

In der Lücke selbst, beim Denken, entdeckte man von der Kritischen Theorie über den Existentialismus bis zum Poststrukturalismus etwas wieder, das Marx noch hatte begraben wollen, die Philosophie. Auf ihrem Terrain nämlich kann man radikal sein, ohne dass es gleich heißt, man agitiere für den Osten. Wolfgang Pohrt, der Lenin „langweilig“ fand, war, wie er in einem 2014 erschienenen Lebensrückblickstext verriet, von zwei Leuten auf seinen Weg gebracht worden, die er aufregender fand als Lenin – „Wie Adorno und Horkheimer mich vor einem Studienabbruch bewahrten“ heißt der Aufsatz, der erstmals 2018 im zehnten Band der hoch verdienstvollen Werkausgabe publiziert wurde, die derzeit in der Berliner Edition Tiamat erscheint und im Oktober 2019 mit einer vorzüglich edierten Neuausgabe der „Theorie des Gebrauchswerts“ den Höhepunkt (wenn auch noch keinen Abschluss) erreichte.

Ein Philosoph wollte Pohrt freilich auch wieder nicht sein, vielleicht noch weniger als ein Leninist. Seine besten Texte (etwa das Gebrauchswertbuch oder die Massenbewusstseinsstudie „Der Weg zur inneren Einheit“ aus dem Jahr 1991) sind indes „philosophisch“ im Sinne ständiger Spannung zwischen Besonderem und Allgemeinem. Ihr Autor hat ihnen freilich verboten, das zu merken, und schrieb gern grob, um es zu tarnen. Von „Bewegungen“ hielt er, je älter er wurde, immer weniger. Gelesen wird er jetzt, da sich mehr und Übleres bewegt, als er kannte, immerhin noch; die Werkausgabe erleichtert das, und es gibt Ansätze, die Diskussion, die er vermisste, als sein Nachleben zu organisieren. Tagungen werden dem Vernehmen nach vorbereitet, man trifft Menschen, die über ihn an der Universität arbeiten wollen. Am 21. Dezember 2018 ist Wolfgang Pohrt gestorben. Auf dem kleinen Stuttgarter Friedhof, wo seine Asche bestattet wurde, stand beim Abschied seiner Prominenz noch Partei, nicht Gesinnung noch Betrieb. Da waren nur ein paar Leute, denen er wichtiger gewesen sein dürfte, als er sich je wissen zu wollen erlaubt hat. DIETMAR DATH

## Platonische fixe Idee

Eine Ewigkeitsphobie

Heute schon schwadroniert? Also lose daherredend das eigene Rechthaben zelebriert, wortreich und prahlerisch auf die Pauke gehauen? Wer schwadroniert, kommt vom Hölzchen aufs Stöckchen, setzt durch Abschwefelung die Hörschaft matt, gibt den Faden verloren, um ihn an ungeahnter Stelle wieder aufzunehmen. Schwadronierende Menschen sind, mit anderen Worten, keine Aufbauhelfer bei dem Projekt „Kultur und Gesellschaft in verantworteter Zeitgenossenschaft mitzugestalten“, wie es die Katholische Akademie Freiburg verfolgt, die sich selbst als „Ort der Gastfreundschaft für Menschen und Meinungen“ beschreibt, freilich, so möchte man erwarten, unter Ausschluss alles unverantwortlich Schwadronierenden.

Dafür gibt man sich „entschieden im Dialog“ – und über was nicht alles! Ausweislich der Homepage umfasst „das Themenspektrum“ der Akademie „Theologie, Philosophie, Ethik, Kirche, Ökumene, Religionen, Politik, Soziales, Nachhaltigkeit, Psychologie, Geschichte, Musik, Kunst und Kultur“. Uff, wer glitt bei so viel Heterogenität nicht ganz lapidar auch mal ins Schwadronieren ab? Gewiss, in Freiburg geht es programmatikgerade nicht um Ewigkeitspostulate, auf denen man herumreiten könnte. Sondern stets nur um „Perspektiven“, hier: „christliche Handlungs- und Hoffnungsperspektiven“, welche man auf schonende, alle Wahrheitsansprüche vermeidende Weise „in den gesellschaftlichen Prozess einzubringen“ versucht.

Johanna Rahner, Dogmatik-Professorin in Tübingen und Vorsitzende des Katholisch-Theologischen Fakultätentages, sprach auf dieser Linie neulich bei einer Online-Tagung der Akademie. Ihr Statement wurde von einer Nachrichtenagentur wie folgt wiedergegeben: Wer von ewigen Wahrheiten schwadroniere, gleite in eine Ideologie der Geschichtsenthoheit ab. Es gelte, bei Glaubenssätzen immer zwischen zeitlich bedingter Ausdrucksform und dem beabsichtigten Sinn zu unterscheiden.

Entsorgt wird hier mit dem schwadronierenden Redestil zugleich die theologische These einer ewigen Wahrheit. Gemäß der Gleichung: Wer schwadroniert, tut dies im Gestus eines ewigen Wahrheitsanspruchs. Und wer ewige Wahrheitsansprüche formuliert, schwadroniert. Ist dies die rhetorische Doppelstrategie der verantworteten Zeitgenossenschaft? So überzeugend der erste Gliedsatz von Frau Rahners Schwadronieren-Abgabe ist (Schwadronieren drehen, egal was sie von sich geben, vom Pathos ewiger Wahrheiten), so zweifelhaft, ja nachgerade unverantwortlich scheint der insinuierte zweite Gliedsatz (ewige Wahrheiten können nur Schwadronierer formulieren wollen). Kommt als Theologe nicht selbst ins Schwadronieren, wer so etwas behaupten möchte? Denkt man Frau Rahners Statement zu Ende, so hieß das ja, aus geschichtlich formuliertem lasse sich grundsätzlich keinerlei Ewigkeitsanspruch ableiten. Überzeitliche Geltung, so schwadroniert es sich dann im Umkehrschluss, sei nur im Geschichtsenthoben aus-sagbar, als Ideologem. Was für eine Offenbarungsreligion der Menschwerdung Gottes wiederum bedeuten würde: Sie ist gar nicht aussagbar, hätte schlechterdings stumm zu bleiben.

Woher rührt diese Ewigkeitsphobie? Zu Recht versagt sich die historisch-kritische Methode, mit der die Exegeten arbeiten, um den faktischen Gehalt („matter of fact“) der heiligen Schriften herauszuschälen, ein Urteil über den theologischen Ewigkeitsgehalt. Historiker sind in diesem Sinne für den Jesus der Bibel, nicht für den Christus des Glaubens zuständig. Sie gerieten ins Schwadronieren, wenn sie mit dem historischen Besteck versuchten, ewige Wahrheiten der Theologie auszuweisen. Dass Historiker hier sprachlos bleiben, spricht für sich genommen aber noch nicht gegen den in der Konstitution „Dei verbum“ des Zweiten Vatikanischen Konzils formulierten Anspruch, dass „Gott in der Heiligen Schrift durch Menschen nach Menschenart gesprochen hat“. Exegeten stehen demnach nicht nur unter einem historischen, sondern auch unter einem theologischen Anspruch: die heiligen Schriften in dem Geist auszulegen, in dem sie geschrieben wurden. Mit anderen Worten: den Jesus der Bibel nicht ohne den Christus des Glaubens zu lesen.

Man könnte regelrecht zuspitzen: Keine ewige Wahrheit ohne zeitlich bedingte Ausdrucksform. Der Platonismus-Vorwurf, den Johanna Rahner gegen ihre Zukunft erhebt, läuft leer. Bibel wie kirchlich gefasstes Dogma, das die heiligen Schriften begreifen möchte, sind in ihren Ausdrucksformen durch und durch zeitbedingt. Aber deshalb ist noch kein Schwadronier, wer in diesen Formen Ewiges festmacht. Als sei der beabsichtigte „Sinn“ so von seinen „Formen“ zu lösen, dass er sich nur in der Formlosigkeit zeigen und Autorität beanspruchen könne. Letzteres beschriebene man zu Recht als Platonismus der Schwadroniere. CHRISTIAN GEYER

## Rebellen hätten geplündert, aber die Kasse ist voll

Afrikaner wirtschaften längst auf eigene Rechnung: A. G. Hopkins zieht die Bilanz eines boomenden Forschungsfeldes

Nach langen Jahren der Baisse feiert die Wirtschaftsgeschichte Afrikas eine Renaissance. Das hat mit dem Aufstieg der sogenannten Global Economic History zu tun. Überdies regten die beträchtlichen Wachstumsraten vieler afrikanischer Länder seit der Jahrtausendwende, die einige Beobachter gar von einem Boomkontinent schwärmen ließen, Fragen nach historischer Einordnung an. In der rasch wachsenden Literatur zum Kapitalismus bleibt der Kontinent freilich noch weitgehend außen vor. Die „neue Wirtschaftsgeschichte Afrikas“, wie sie zuweilen genannt wird, ist geprägt von quantitativen Methoden sowie der Suche nach bisher ungenutzten Quellen.

Auch die Wirtschaftswissenschaften selbst interessieren sich seit einiger Zeit für Afrika und bemühen vermehrt historische Perspektiven. Besonders großen Einfluss entfalten die Studien der Ökonomen Daron Acemoglu und James Robinson, die darlegten, dass das heutige Einkommensniveau in afrikanischen Ländern noch immer durch die Sterberaten von europäischen Siedlern vor weit mehr

als hundert Jahren geprägt sei. Gerade in den von tropischen Krankheiten geprägten Regionen des Kontinents hätten Kolonialherren alles leergeplündert und sich dann abgesetzt – mit bis heute spürbaren Folgen. Und in einem breit rezipierten Aufsatz stellten Nathan Nunn und Leonard Wantchekon die Behauptung auf, dass Afrikaner, deren Vorfahren Opfer von Sklavenjagden und Versklavung waren, ihren Mitmenschen heute weniger Vertrauen entgegenbrächten.

Scharfe Kritik aus der Historikerzunft ließ nicht lange auf sich warten. Den Ökonomen kreidete man wieder einmal einen unkritischen Umgang mit historischen Daten an. Vor allem aber machten sich derartige Ansätze, so der Vorwurf, einer unzulässigen „Komprimierung der Geschichte“ schuldig. Wer Entwicklungen des achtzehnten Jahrhunderts mit gegenwärtigen Zuständen korreliere und dabei die komplexe Historie dazwischen ignoriere, argumentiere letztlich ahistorisch. A. G. Hopkins, der Doyen der Wirtschaftsgeschichtsschreibung zu Afrika, bezichtigte in die-

sem Zusammenhang seine wirtschaftswissenschaftlichen Kollegen, sie hätten die Geschichte „gekapert“.

Dieses Diktum wog umso schwerer, als Hopkins, der auch grundlegende Werke zur Geschichte der Globalisierung, des britischen Imperialismus und des amerikanischen Weltreiches vorlegte, sowohl bei den Historikern als auch den Ökonomen großen Respekt genießt. Denn wenn es in der Wirtschaftsgeschichtsschreibung zu Afrika einen Klassiker gibt, dann ist es die von Hopkins 1973 publizierte Wirtschaftsgeschichte Westafrikas. Nun ist die Studie nach nahezu einem halben Jahrhundert neu aufgelegt worden, ergänzt durch ein langes Vorwort des Autors. Er schildert dort die historiographischen Entwicklungen „nach Hopkins“ und entfaltet ein Panorama gegenwärtiger Debatten („An Economic History of West Africa“, Second Edition. Routledge, London 2019. 400 S., 28 Abb., br., 42,99 britische Pfund.)

Diese Tour de Force durch fünfzig Jahre Historiographie bezeugt, dass die geschichtswissenschaftliche Beschäftigung

mit der Ökonomie Afrikas trotz zwischenzeitlicher „Krisen“ immer ein innovatives Feld war, selbst wenn es phasenweise als unmodisch galt. Zu den Aspekten, die in Auseinandersetzung mit dem Buch von Hopkins besonders intensiv debattiert und auch empirisch untersucht wurden, gehört die Frage nach der Handlungsmächtigkeit von afrikanischen Akteuren in Transaktionen mit Europäern. Hopkins hatte die These aufgestellt, dass nicht die Kolonisierung durch die europäischen Mächte, sondern der Aufstieg des „legitimen“ Handels, soll heißen: des Handels mit Waren, seit dem frühen neunzehnten Jahrhundert die Wasserscheide in der Wirtschaftsgeschichte Westafrikas gewesen sei. In der Tat: Erstmals produzierten auch Kleinbauern und Gummizapfer für den Verkauf auf überseeischen Märkten.

Zugleich gelang es, anders als von Hopkins vermutet, doch wesentlich mehr Vertretern der alten Handels- und Herrschereliten, ihren Anteil am Markt und der politischen Macht aufrechtzuerhalten oder gar auszubauen. Auch betont die jüngere

Forschung, dass nicht allein die Transformation des Atlantikhandels zu ökonomischem Wandel in Westafrika geführt habe. Eine wesentliche Rolle spielte überdies ein substantielles Wachstum in der Produktion für lokale und regionale Märkte, etwa bei den Baumwolltextilien. Und schließlich ging die gestiegene Warenproduktion einher mit einer intensiveren Nutzung von Sklavenarbeit.

Das größte Bedauern von Hopkins bezieht sich auf seine Beobachtung, dass die Rekonstruktion der vorkolonialen Wirtschaftsgeschichte nicht eben weit vorangekommen sei. Zu mühsam erschienen wegen der Quellenlage entsprechende Forschungen, zumal angesichts des „Präsentismus“ der Geschichtsschreibung zu Afrika, die ihren Daseinszweck verstärkt in der Politikberatung suche. Versöhnlich zeigt sich der Altmeister bezüglich des Verhältnisses zwischen Historikern und Ökonomen. Die Gräben könnten überwunden werden. Dafür reiche die Einsicht, dass umfassende Probleme vielfältiger Lösungen bedürften. ANDREAS ECKERT